

Anmerkungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anmerkungen

von Max Rychner

RASSENFRAGEN

Seit Gobineau sind die Rassenideologien in Schwang und beschäftigen seither viele Gemüter aufs dringendste. Es gab eine Menge von Versuchen, eine Art von ständischer Gliederung der Rassen nachzuweisen, wobei es sich zufällig fast ausnahmslos ergab, daß der jeweilige Verfasser der obersten und edelsten Rasse angehörte. H. St. Chamberlain hat in seinen *Grundlagen des 20. Jahrhunderts* die nordische über alle andern gestellt; für extreme Rassetheoretiker wird der Menschenwert schon durch die bloße Rassezugehörigkeit im wesentlichen bestimmt.

Wir Europäer sind da vielleicht zur Vorsicht angehalten, denn wir sind sehr gemischt, und es hält oft schwer, den Einzelnen seinem richtigen Schubfach zuzuweisen. Denn schon die weiße Rasse (die man neben den Mongolen, Indianern, Negern pauschal als eine Einheit betrachtet) zerfällt wieder in mannigfache Sektionen, wie neuerdings Günther in seiner *Rassenkunde des deutschen Volkes* dargestellt hat. Etwa vier oder fünf. Erstens die nordische: Langschädel, hoher Wuchs, blaue Augen, Blondhaar. Ihr Gebiet ist Nordeuropa, bis und mit Nordfrankreich. Zweitens die alpine (ostische): gedrungener Wuchs, Rundsädel, Stumpfnase. Sie verteilt sich über Osteuropa, die Alpen, Süddeutschland, Frankreich. Drittens die dinarische Rasse in den Ostländern und im Balkan: hoher Wuchs, kurz- aber hochschädelig, stark vorspringende Nase. Viertens die Mittelmeerrasse (bei Günther «westisch») in Südeuropa und Frankreich: klein, Langschädel und brünnett.

Keines der großen Kulturländer repräsentiert eine reine Rasse; in Deutschland z. B. sollen die Vertreter der nordischen Rasse etwa 6% ausmachen. Frankreich und England sind gleichfalls gemischt. Fast alle großen Deutschen, von denen Günther in seinem Buch Bilder vorlegt, entstammen der Rassenmischung.

Eine Rasse an sich «ist nur Stoff; es gehört die Form, die Idee dazu, ihr wirklichen Wert zu verleihen, und diese Idee im höchsten Sinn ist die nationale Idee». Diese Formulierung entstammt dem

kleinen Buch *Staat und Rasse*¹⁾ von Kurt Hildebrandt. Der Nationalismus steht im Widerspruch zu der nationalistischen Verherrlichung einer einzigen Rasse; keine nationale Idee ist innerhalb einer Rasse zu verwirklichen. Hildebrandt weist jedoch auf ein ernstes und wichtiges Problem:

Es gibt aber eine ganz andere Richtung der Rassenbetrachtung, nämlich das neuere praktische Forschungsgebiet, das man Eugenik, Rassenhygiene oder Erbgesundheitslehre nennt. Sie ist in gewissem Sinn den Rassenunterschieden gegenüber neutral; denn sie will ja eine objektive Lehre ausbilden, die für jedes Volk, für jedes Rassengemisch gilt. In ihrer praktischen Anwendung geht sie also aus von dem gegebenen Rassengemisch einer Nation. Sie untersucht, was dieser Gesamtheit erblich, d. h. also rassenmäßig nützt und schadet. Sie fragt nicht, zu welcher Stammmasse jemand gehört, sondern ob er nach seiner erblichen Konstitution tüchtig oder untüchtig oder entartet ist, und sie weiß auf Grund der neuen Vererbungslehre, daß diese Eigenschaften, soweit sie erblich sind, durch äußere Bedingungen nicht verändert werden. Die praktische Folgerung dieser Lehre besteht darin, daß man nicht durch Verbesserung der äußern Bedingungen die Nation rassenhaft verbessert, sondern allein durch Zuchtwahl, d. h. daß man zahlenmäßig die Fortpflanzung der tüchtigen Rasselinien fördert, die der untüchtigen hemmt, die der entarteten nach Möglichkeit ausschaltet. Nun sind es gerade die ungünstigen äußern Bedingungen, welche die Zuchtwahl verschärfen, beispielsweise sind es Völkerwanderungen, die züchterisch die Stämme ertüchtigen . . . Umgekehrt ist es ja heute weithin bekannt, daß die moderne Zivilisation züchterisch ungünstig wirkt, daß also die Selektion in Kontraselektion umgeschlagen ist. Auf dem Lande sind die Bedingungen günstig. Aber immer mehr drängt die Bevölkerung nach den Städten. In der städtischen Zivilisation vermehren sich die besten Kräfte, die sozial nach oben drängen, nur schwach . . . Dagegen vermehren sich die untüchtigen Rasselinien besonders stark . . . Es ist aber leicht zu sehen, daß eine Nation in wenigen Generationen ihr Wesen von Grund aus verändern muß, wenn die tüchtigen Rasselinien wenig Kinder, die untüchtigen viele Kinder aufziehen. («Rassenverpöbelung.»)

Ob und in welcher Form sich die Staatsleiter mit dieser Frage befassen müssen, wird vielleicht nicht erst eine ferne Zukunft zeigen. Es handelt sich um ein Problem, das der Adel für sich gelöst hatte, und das sich in gewandelter Gestalt erneut erhebt.

RENN ODER REMARQUE?

Einen so beispiellosen Erfolg, wie ihn der Kriegsroman *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque entfesselt hat, erlebte man in der Literatur wohl nicht oft: wenige Wochen nach dem Erscheinen wird bereits das 275. Tausend angekündigt. Dagegen soll nun nichts eingewandt werden; das Buch ist, wie alle seit kurzem erscheinenden Kriegserinnerungen, ein willkommenes Gegengift gegen

¹⁾ Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1929.

frisch-fröhliche Stahlbadgesinnungen. Aber der Schreibende empfindet es als unrecht und nicht in der Ordnung, daß sich die breiten Schichten der Leserschaft einzig Remarque zuwenden und dabei vergessen oder nicht wissen, daß es ein anderes Frontbuch gibt, das nicht schlechter ist als *Im Westen nichts Neues*. Der Verfasser heißt Ludwig Renn, sein Buch *Krieg*¹⁾; ich kann mir nicht helfen: ich stelle es hoch über Remarque.

Bei Renn klingt auf keiner Seite ein falscher Nebenton mit; nie duftet es nach literarischen Essenzen, deren Geruch man aus früherer Kriegsliteratur noch in der Nase hat; nie glaubt der Autor, er müsse einen Bericht geben und obendrein dann noch eine kleine Wegleitung an den Leser, was dieser über das Berichtete zu denken habe; er breitet eine Fülle (welche Fülle! den Eindruck der Wahrheit erhält man zwingend nur aus Einzelheiten) von Tatsachen aus mit einer Nüchternheit und Sachlichkeit, deren Strenge uns tiefer packt als alle Lyrismen bei Remarque. Renn hat ein Äußerstes an unkünstlerischen Absichten erreicht und damit wohl ein Äußerstes an Wahrhaftigkeit sich selber und dem Leser gegenüber. Remarque ist vielleicht was man so nennt „schriftstellerisch begabter“; indessen läuft eine mit der Ungeheuerlichkeit des Krieges nicht kommensurable Begabung größere Gefahren, während die reinste Wirkung erzielt, wer keinen Effekt machen will.

Es ist schade, daß Remarque seinen Kameraden Renn dermaßen verdunkelt. Die große Glocke seines Verlages (Ullstein) wirft eben auch einen langen Schatten, von ihren Klängen abgesehen.

¹⁾ Verlag der Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M. Zuerst als Feuilleton in der *Frankfurter Zeitung* erschienen.